



London 2012

Ist dabei sein wirklich alles?

Berit Melle, Golo Ley



Radsport Schwimmen

Segeln **Triathlon**

Fechten

Volleyball



>>> Wohl kein Ereignis lässt die sportinteressierte Weltöffentlichkeit mehr aufhorchen als das alljährliche Herannahen der Olympischen Sommerspiele. Bereits Wochen vor den Eröffnungsfeierlichkeiten schaut man vorfreudig jeden TV-Rückblick vergangener Spiele, nimmt teil am politisch-gesellschaftlichen Zeitgeschehen des jeweiligen Austragungsortes, verfolgt gespannt die Vorberichterstattungen, begutachtet zweifelnd den Fortgang der Baumaßnahmen und bringt sich sporthistorisch auf



den neuesten Stand. Zuletzt informiert man Familie und Freunde darüber, dass man die nächsten Wochen, Nachtstunden und Freizeitmomente vor dem Bildschirm zu verbringen gedenkt, um möglichst viele sportliche Entscheidungen, Höhepunkte und Tragödien mitzerleben.

Seltsam unwirklich, etwas unzeitgemäß und beinahe fantasielos erschien die Entscheidung des Internationalen Olympischen Komitees, die Spiele 2012 abermals in London austragen zu lassen. Schließlich war London bereits mehr als einmal Austragungsort der Spiele gewesen und es gibt zahlreiche andere aufstrebende Metropolen, die es vielleicht mehr verdienen, wochenlang im Fokus des weltweiten Interesses zu stehen. Man denke an indische, südamerikanische oder gar afrikanische Millionenstädte. Doch warum sollte man andererseits eine Entscheidung infrage

stellen, die es einem ermöglicht, selbst einmal ein kleiner Teil der Spiele zu sein? Der Entschluss war also schnell gefasst: nicht vor dem Fernseher, sondern mittendrin und live vor Ort wollten wir die Olympischen Sommerspiele in London erleben.

Im Vorfeld beschäftigte man sich mit praktischen Fragen à la wie – in aller Welt – soll eine Stadt, deren Infrastruktur allein bereits ohne sportliches Großereignis jeden Tag kurz vor dem Kollaps zu stehen scheint, einem Besucheransturm von geschätzten vier Millionen Besuchern Herr werden? Konnte man vom bedeutungsverwöhnten London überhaupt sportliche Begeisterung erwarten, wenn einmal nicht Rugby, Cricket, Polo, Pferde- und Hunderennen auf dem Programm stünden und Fußball allenfalls eine Disziplin unter vielen sein würde? All diese Gedanken waren zwar berechtigt, uns jedoch rasch gleichgültig im Angesicht der verlockenden Möglichkeit, dieses eine und vermutlich für lange Zeit letzte Mal Zeuge dieses Spektakels der Extraklasse zu sein. Zugegeben, trotz langfristiger Planung, ausreichender finanzieller Ausstattung und genügsamer Beliebigkeit bei der Auswahl sportlicher Highlights versprach Olympia eine äußerst kostspielige Angelegenheit zu werden. Entpuppten sich Flug und Unterkunft als überraschend preiswert, durfte man bereits bei den verfügbaren und bezahlbaren Sportarten nicht wählerisch sein. Vieles, besonders die Leichtathletik-



Leichtathletik

und Schwimmstadien im Olympia- bzw. Schwimmstadion, kamen aufgrund der wucherhaften Eintrittspreise von vornherein nicht infrage oder waren bereits Monate vor Spielbeginn ausverkauft. Allein der Zutritt zum im Osten Londons eilig aus dem Boden gestampften Olympiapark war keineswegs kostenlos und somit, da letztlich keine der Spielstätten betreten werden durfte, nur ganz besonders manischen Gästen vorbehalten.

Selbst die scheinbar exotischsten Randsportarten, die zwar ihre Berechtigung und treue Anhänger, jedoch kein besonders großes Breitensportpotenzial aufzuweisen hatten, waren bei den medaillenvergebenden Endausscheiden schlicht unerschwinglich.

Eine sehr attraktive Möglichkeit war jedoch der Besuch von Vorkämpfen. Besonders das im Herzen der Themsemetropole aufgebaute Beachvolleyballstadion „Horse Guards Parade“ in unmittelbarer Nachbarschaft zum Buckingham Palace und Trafalgar Square entwickelte sich von Tag zu Tag zum vielgelobten, stimmungsgeladenen Mittelpunkt spannender Ballwechsel im Sand. Als besonders günstige Al-



ternative erwiesen sich die Langstrecken der Lauf-, Geh- und Radfahrdisziplinen, die aufgrund ihrer Weitläufigkeit für die Zuschauer weitgehend kostenlos und an stimmig in das Stadtbild eingefügten Stätten bejubelt werden konnten. Überhaupt überzeugte die Wahl der Spielstätten besonders außerhalb des Olympiaparks. Ein gelungener, fast immer – wie sollte es in London auch anders sein – im historischen Ambiente erfahrbarer Kontrast zwischen großstädtischer Betriebsamkeit und ländlichem Charme machte die Einzigartigkeit dieses damit nicht ausschließlich rein sportlich ausgerichteten Ausnahmeereignisses aus. So vertrieb man sich die Zeit bis zum Start des jeweiligen Wettkampfes zum Beispiel im Garten des einst von Heinrich VIII. bewohnten Hampton Court Palace, überbrückte den Leerlauf zwischen zwei Veranstaltungen in einem der zahlreichen bedeutenden, gänzlich kostenlosen Museen der Stadt und ließ den Abend und die letzten Entscheidungen des Tages via Großleinwand zum Public Viewing im Hyde Park oder im Schatten der Tower Bridge auf sich zukommen.

Nicht zufällig war es gerade eine dieser weitgehend frei zugänglichen, klug an die stimmungsvolle Peri-



pherie der Stadt verlegten Distanzdisziplinen, die die von jeher zu verhaltener Reserviertheit neigenden Briten aus der Reserve lockten. Der Sieg Bradley Wiggins im Einzelzeitfahren löste in unserem Beisein eine landesweite Olympiaeuphorie aus, die, lange bevor Großbritannien mit Rang 3 in der Nationenwertung seine bis dato erfolgreichsten Spiele beendete, alle Hoffnungen auf ein fröhlich-ausgelassenes, emotional packendes Olympia bei Weitem übertraf. Musste David Cameron zu Beginn der Spiele seine Landsleute noch auffordern, doch bitte ins beinahe gespenstig ruhige London zurückzukehren, das viele in Erwartung eines Verkehrs- und Besucherchaos vorzeitig verlassen hatten, wurde bald jeder Zweifelnde von der beispiellosen Atmosphäre und den sportlichen Erfolgen eines über sich hinauswachsenden „Team GB“ erfasst.

Absolut routiniert ermöglichten Bus-, S- und U-Bahn die Beförderung des stetig ansteigenden Besucherstroms zu den über das gesamte Stadtgebiet verteilten Spielstätten – vom befürchteten Verkehrsinfarkt keine Spur. Die eigens für die Spiele eingerichtete Olympia-Fahrspur in der Innenstadt zog sich zwar den Zorn der Taxifahrer zu, ließ aber Sportler und Funktionäre und – zu späterer Stunde auch Touristen – reibungslos an ihr Ziel gelangen. Penible Kontrollen beim Eintritt in die Stadien ließ man als flughafen- und konzertprobte Besucher gelassen über sich ergehen. Ein Heer von Hilfskräften, mit Megaphonen bewaffnet und des Öfteren auf hohen Leitern postiert, dirigierte die Zuschauer zu den Ein- und Ausgängen. Hatte es im Vorfeld Kritik am Einsatz der Armee als Sicherheitspersonal gegeben, gestaltete sich der Umgang mit Soldaten als unkompliziert und freundlich.

Überhaupt hatte man als Besucher der Spiele immer den Eindruck, zu 100 Prozent willkommen zu sein – „enjoy the games“ schaltete aus nahezu jedem Lautsprecher, zur Entspannung konnte man allerdings auch jederzeit aus dem Olympiagewusel flüchten, und genau diese Mischung machte es für jeden Besucher angenehm. Ob dabei sein wirklich alles ist, können wir zwar nach dem Abenteuer London 2012 nicht abschließend sagen, aber dass es sich gelohnt hat, allemal! <<<

Reitsport

